Sizilien

Autor(en): **Keller, Walter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 24

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-637942

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Sizilien: Die Kathedrale von Parlermo (Front).

keinen Kuß geben." Sie verschwand, und Martin saß da bei seinen Schulheften. Er starrte eine Weile vor sich hin. Dann nahm er die Feder und pickte die Fehler auf. Dazwischen sah er Lis dunkles Köpfchen und hörte ihr trotziges: Ich habe dich jetzt gar nicht lieb. Er wurde müde vom Lesen und von der Eintönigkeit, und müde von dem Nachdenken über das böse Wort.

Er legte die Arme auf den Schreibtisch und schlief ein. Er träumte nichts. Alles blieb schwarz.

Als er erwachte, nahm er seinen Hut und ging ins Freie. Lange ging er unter den mächtigen Bäumen, die schon zwei Menschengeschlechter hatten wandeln sehen mit den gleichen Schmerzen und Freuden. Es war am Morgen ein Rauhreif gefallen, der den ganzen Tag der blassen Sonne widerstanden hatte. So war ein frohes Glitzern auf allen Aesten. Dicht lagen die langen, weißen Nadeln auf jedem Zweig, da und dort fiel ein Klümpchen herunter und zerstob, ehe es die Erde erreichte. Des Himmels Blau war zart verschleiert, dennoch sichtbar. Eine große Ruhe lag über dem Land. Martins Seele wurde still. Alle seine Gedanken wandten sich der Schönheit zu, unter der er wandelte. Das quälende Unbehagen, das ihn den ganzen Vormittag gebunden, zerfloß, und die Furcht, Lis Benehmen könnte mehr sein als bloße Launen, löste sich in ruhiges Nachdenken auf, und endete mit dem Entschluß, Lis davon abzuhalten, so oft zur Stadt zu fahren wie sie es in den letzten Wochen getan. Er hatte dazu mancherlei Gründe.

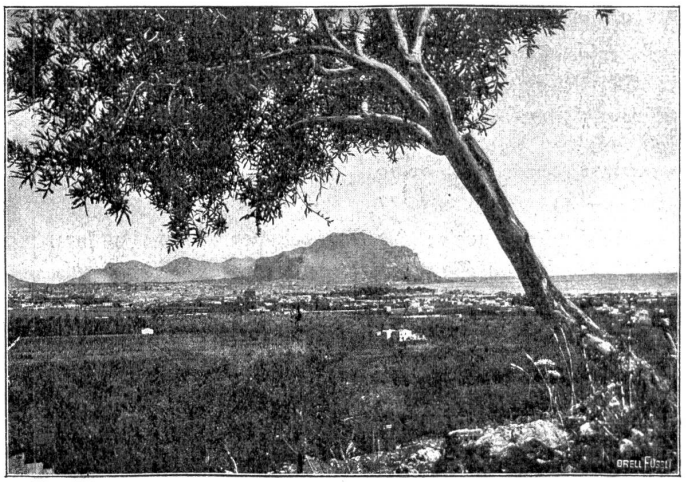
(Fortsetzung folgt.)

Sizilien. Von Dr. Walter Keller.

Orell Füßlis Wanderbilder Nr. 375—380. Besprochen von Alfr. Fankhauser.

„In Sizilien erst lernt man Italien kennen. Italien ohne Sizilien macht gar kein Bild in der Seele. Hier erst ist der Schlüssel zu Allem". Mit diesem Goethezeugnis schließt der Verfasser sein hundertseitiges Reisebuch. Er hat Italien durchwandert; er kennt sich in Mailand, Rom und Neapel, in den Bergen Umbriens und den Ruinen der Campagna wohl aus, aber in Sizilien hat er die Vereinigung aller individuellen Landschaften des Königreiches gefunden, darüber aber Meerlandschaften, wie sie sonst nirgends gefunden werden.

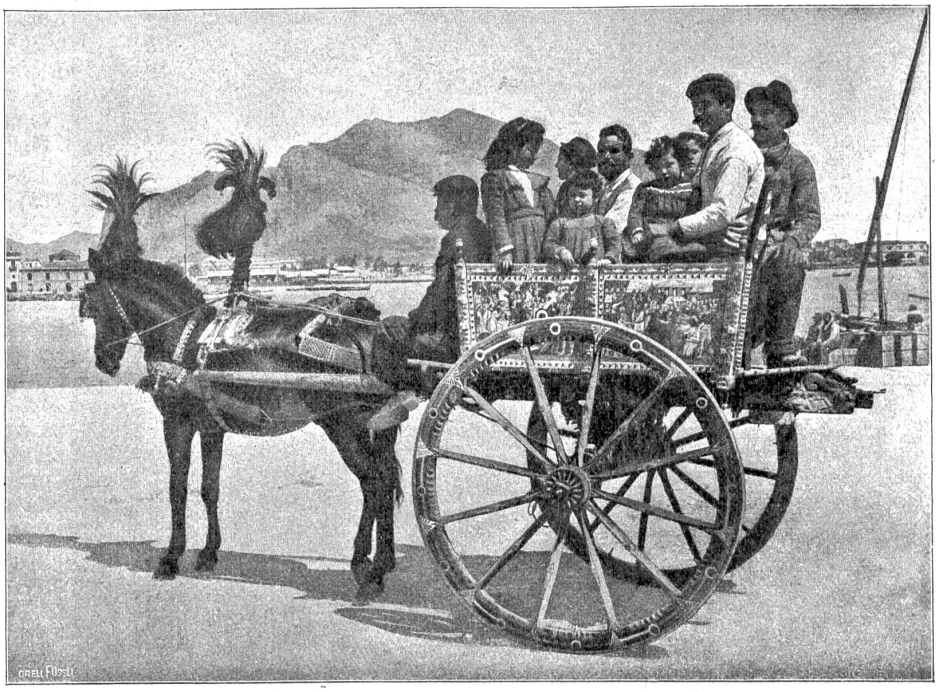
Er hat den Weg von Neapel nach Palermo genommen, hat diese Stadt gründlich betrachtet, ist dann der Südwest- und Ostküste entlang von Griechenstadt zu Griechenstadt gezogen und hat sich oft beinahe mehr an den Trümmern der alten Zeit als an der gegenwärtigen Kultur gefreut. Doch weil die Menschen der verschiedenen Zeiten in der gleichgebliebenen Natur sich wenig verwandelt haben, vereinigen sich die zwanglos gereihten Schilderungen zu einem klaren Gesamtbilde, das vielleicht durch die Einteilung in kurze Kapitel noch an Uebersicht gewinnt. Es scheint nicht schwer, ein gutes Reisebuch zu schreiben. Alles fremdartige reizt den Neuling. Er braucht nur in der ersten Mußestunde wahllos zu notieren, was ihm von dem Gesehenen geblieben ist, und er hat so schon viel zu bieten. Dem ungeschulten Reisenden geht jedoch vor dem Vielen das Typische verloren. Dem Geschulten spielt im Gegenteil sein System Streich um Streich, indem er das Intime, Persönliche übersieht. Es braucht zum Reiseschriftsteller einen Gebildeten, der vor allem seine eigenen hellen Augen bewahrt hat und nicht mit denen eines fremden Meisters beobachtet. Persönlich beobachtet und dabei das Wertvolle herausgegriffen



Sizilien: Panorama über die goldene Muschel von Palermo.

hat nun Dr. Walter Keller. Das beweisen die meisten Kapitel sowohl wie die Auswahl der 38 Bilder.

Er überquert das tyrrhenische Meer, verweilt vor der Bucht von Palermo und genießt den unvergleichlichen Anblick dieser Stadt. Mit ihren weißschimmernden Häusern und Kuppeln erscheint sie ihm wie eine der morgenländischen Städte aus „tausendundeine Nacht". Er sucht die vornehmen Villen der Vorstädte auf und verirrt sich in tropischen Gärten. Er freut sich der Landschaft von manchem erhabenen Hügel aus, sieht Landstraßen wie silberne Streifen über die Berge ziehen, und wird plötzlich inne, wie rein, und bis in alle Ferne klar die Atmosphäre hier ist. Der Golf von Palermo, eine Bucht von Neapel im kleinen, hat vor dem größern gewiße Vorzüge. Man übersieht von jedem erhöhten Punkt aus die ganze Weite, während man in Neapel dazu schon die halbe Höhe des Vesuv ersteigen muß. Die Vorgebirge malerischer, die Uferlinien edler, und die Leuchtkraft des Meeres ganz anders großartig als am Posilippo. So lobt er Palermos Meer. Dann ersteigt er den Monte Catalfano, der für die Stadt dasselbe bedeutet, wie der Rigi für Luzern — nach Hermann Hesse wäre es der „langweiligste aller Berge". Für Keller ist er köstliche Heimat. In der Tiefe blaut der See. Nur daß hier die Wasser sich in unabsehbare Ferne verlieren. An den grünen Ufern sonnen sich stille Dörfer und das Gebimmel der Kirchlein tönt zur Höhe herauf. Auf einer schmalen Landzunge ragt eine malerische Normannenfeste . .

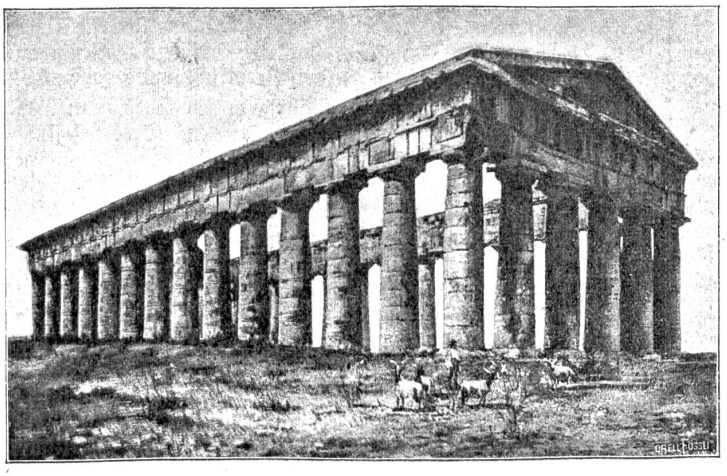


Sizilien: Buntbemalter Karren eines sizilianischen Bauern.

Und er wandert weiter, der Westküste entlang, „durch Zitronenwälder, an prächtig blühenden Pfirsichbäumen vorbei, durch Olivenwälder, in deren Schatten langhörnige braune Rinder sich lagern, über Wiesen, die mit Mohn, blauem Lein und gelben, unbekannten Blumen übersäet sind". Am meisten freuen ihn die Geranien, bei uns in Töpfen sorgsam gepflegt, dort wild in langen rotblühenden Hecken Straße und Bahndamm auf weite Strecken begleitend. Fremdartig berührt die Einsamkeit der Landschaften; nirgends grüßen, wie etwa in der Schweiz, im Schwarzwald oder im Tirol, schmucke Bauernhäuser mit Scheunen und Obstgärtchen von Berghalden herab. Der Bauer wohnt hier infolge der ehemaligen Unsicherheit der Gegend hinter den festen Mauern einsamer Bergstädte. Er hat morgens und abends oft einen stundenweiten Weg bis zu seinen Feldern und wieder nach Haus zu machen; daher kommt es, daß die Sizilianer nie zu Fuß gehen, sondern entweder auf dem Maultier oder Esel reiten oder auf buntbemalten Karren fahren.

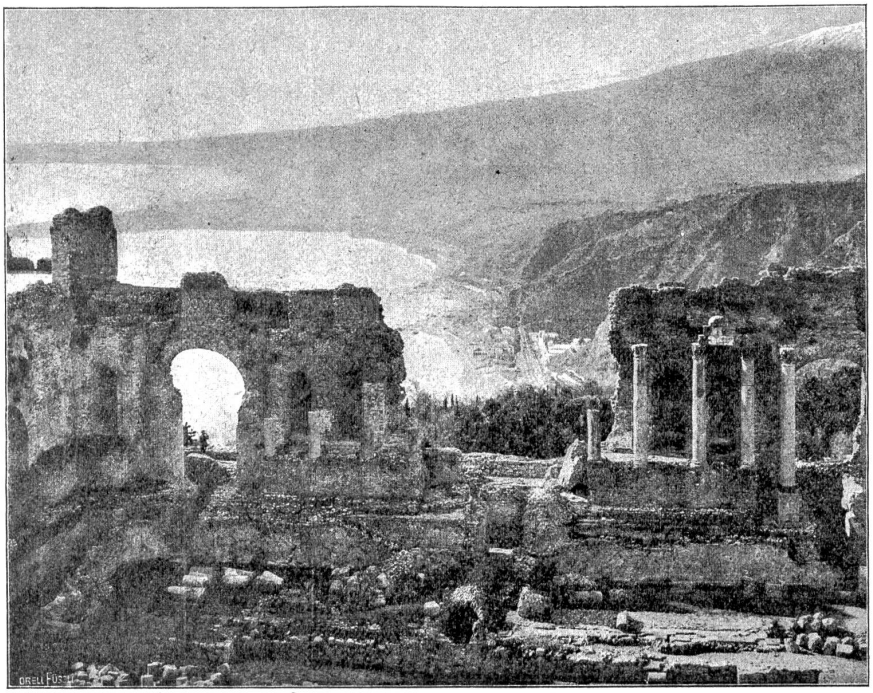
Oben auf einer Ruinenhöhe stöbert plötzlich eine Ziegenherde auf, „Tiere von einer auffallend edlen und reinen Rasse. Man möchte sie des Felles wegen für Angoraziegen halten, vernimmt aber, daß sie aus dem Tibet stammen sollen. Sie tragen gedrehte Hörner, die nach oben leierartig auseinander gehen".

Die zukünftige große Stadt der Halbinsel, die den Verkehr mehr und mehr an sich reißt und teilweise schon Palermo überflügelt, ist Catania, eine ganz aus Lava gebaute Stadt, weshalb die Häuser ein schwärzliches Aussehen haben. Die Baubedingungen sind die denkbar günstigsten. Der Untergrund ist harter Fels. Rings um die Stadt liegen riesige Lavablöcke. An den Flußufern liegt der rote, feine Sand, der sich mit der Lava zu einer zementartigen Masse vereinigt.



Sizilien: Tempel von Segesta.

In der Nähe findet sich ein schwarzer Schlackenstein, der bei nur 10 cm Dicke ein erdbebensicheres Gewölbe bildet. Der Lavaboden rings um die Stadt eignet sich vorzüglich zur Anpflanzung von Weinstöcken und Orangenbäumen. Es kommt vor, daß Bäume auf solchem Grunde im Jahr mehrere tausend Orangen tragen. Gleich nördlich von Catania wird die Lavalandschaft wilder und wilder. Felsblöcke von riesiger Größe häufen sich am Abhang. Das Volk nennt sie „scogli dei ciclopi", die Steine der Cyklopen; es sollen die Felsen sein, die Polyphem in rasender Wut dem Odysseus nachgeschleudert habe. Die Fahrt entlang dem Aetna muß gewaltigen Eindruck machen. Zur Linken der Aetna, zur Rechten den Fuß des Berges, vom Meer bespühlt und von Zitronen- und Orangenhainen umgrünt. Ueber den Kulturgärten folgt die Region der Edelkastanien und Nußbäume, dann Weideplätze, höher schwarze Lavafelder und im Himmelblau verloren, der ewige Schnee. Eine unendliche Zahl von Bergbächen durchfurchen die Wände der Pyramide; alle sind von hohen Steindämmen be-



Sizilien: Aussicht vom griechischen Theater in Taormina.

gleitet, damit sie nicht bei Gewitterregen verwüstend in die Weinreben und Obstwälder einbrechen. Am liebsten von allen Städten ist ihm Taormina geworden. „Man kann diesen Namen nicht aussprechen, ohne daß einem die Augen glänzen," ruft er aus. „Eine imposante Lage hoch über dem Meer, zu Füßen malerische Buchten, sonnengewohnte Dörfer, zu Häupten den Aetna, dessen Schneekuppe jedem Fernblick einen Ruhepunkt bietet. Aber das ist nicht das Einzige. Taormina ist der stillste und friedlichste Ort der ganzen Insel und hat etwas märchenhaft Verträumtes." So durchwandert er die Landschaft, tut manch vollen Blick in die Schönheit des Meeres und der Berge und findet Freude um Freude.

Was ihn ursprünglich am meisten gelockt haben mag, sind die Ruinen; was die Griechen einst vollenden konnten, oder halb vollendet liegen ließen, als die Karthager und Römer über die Insel hereinbrachen und die wachsende Kultur und Ueberkultur zum Stillstand brachten, das sehen wir mit bewegten Gefühlen vor uns erstehen und . . . zerfallen. „Ihr werdet alle oft gehört haben," spricht Cicero, „Syrakus sei die größte Stadt der Griechen und die schönste Stadt der Welt, so sagt man, und ihr könnt mir's glauben, es ist so." Heute ist sie ein Provinzstädtchen, mitten in den Ruinen, unter denen wohl die des alten Theaters die meiste Aufmerksamkeit beansprucht. Vom Gebäude selber ist fast nichts mehr vorhanden; dafür sind die in den Felsen eingehauenen, unzerstörbaren Sitzreihen erhalten geblieben. Es erfüllt den Reisenden mit seltsamer Weihe, zu denken, daß Aeschylos von diesen Stufen aus seine Tragödien aufführen sah, daß Arion, Plato, Pindas, Thukydides, Cicero, Archimedes, Pythagoras und Theokrit hier saßen. „Sie haben alle einen geheimnisvollen Schimmer zurückgelassen."

In der Ecke des großen alten Steinbruches beim Theater befindet sich das sogenannte „Ohr des Tyrannen Dionysios", durch welches er der Sage nach seine Gefangenen belauscht haben soll. Es ist eine S-förmig in den Felsen gehauene Höhle, nach oben spitz zulaufend, beträchtlich hoch. Jedes auch nur geflüsterte Wort widerhallt in dem seltsamen Schneckengehäuse. Jauchzer und Jodler verwandeln sich in vielstimmigen Gesang. Wenn der Cyklop Polyphem hineinbrüllte, so wäre das anzuhören wie der Donner des Gebirges.

Der Steinbruch selber trägt den Namen Latoima del Paradiso, mit Recht, denn er ist wie alle andern in einen Garten verwandelt worden.

Im Park der Villa Landolina liegt das Grab des Grafen August von Platten, heute mit der vom bayrischen König Max und dem Grafen von Schack gestifteten Büste geschmückt von Epheu und Lorbeer umrankt und von einer stillen Cypreße bewacht.

Kurzum, sagt Keller, wenn man Syrakus gesehen hat, glaubt man dem Worte des Gregorovius: Um drei Dinge soll man den Schöpfer bitten: Schön zu leben, schön zu sterben und schön begraben zu sein. Neben Syrakus blühte im Altertum vor allen andern Griechenstädten Akragas. „Das Land ist hier so schön, daß man immer hier bleiben möchte und der Heimat entsagen", spricht Homer. Wenn ehemals die hellenischen Schiffe von Korinth hergesegelt kamen, dann erkannten sie an den vergoldeten Zinnen der vier Prachttempel von Weitem das mächtige Akragas. Der Zeustempel übertraf an Größe alle andern Siziliens. Er sollte eben die Decke erhalten, als der Krieg hereinbrach und die Vollendung verhinderte. Seine Länge maß 111, die Höhe 40, die Breite über 60 m. Die Säulen maßen auf der äußern, abgerundeten Seite 6⅔ m; in die Krinnen paßte ein gewöhnlicher Mensch ganz bequem. Die Skulptur der Morgenseite zeigte den Kampf der Giganten, die Abendseite die Eroberung von Troja. Auf der Innenseite der 38 Säulen erhoben sich acht Atlantenfiguren, die mit erhobenen Armen das Gebälk zu tragen hatten. Heute liegen sie wie erschlagene Riesen umher.

Eine gewaltige Geschichte mit tragischem Ende liegt im Getrümmer von Akragas. Erst zweihundert Jahre nach Syrakus gegründet, wetteiferte sie mit der Schwesterstadt doch bald an Volkszahl wie an Reichtum. Sie muß zur Zeit ihrer höchsten Blüte über eine halbe Million Einwohner gezählt haben. Diodor erzählt, der Grund ihres Reichtums habe in den Wein- und Oelgärten bestanden. Sie verhandelten ihre Produkte nach Afrika, wo man damals dergleichen noch nicht zu bauen verstund. Durch den Eintausch afrikanischer Schätze erwarben sie sich unglaubliche Vermögen. Der Philosoph Empedokles, selber ein Akrager, sagte von seinen Mitbürgern: „Sie schwelgen, als sollten sie morgen sterben, und bauen, als wollten sie ewig leben." Sie teilten das Schicksal der meisten italienischen Griechenstädte: Sie gingen an der Verweichlichung zugrunde.

Als sie nach beinahe 200jährigem Bestehen von den Karthagern angegriffen wurde, erging ein Volksbeschluß, wonach jene, die des Nachts auf den Mauern zu wachen hatten, nicht mehr als „eine Matratze, einen Bettsack, ein Schafsfell als Decke und zwei Kopfkissen haben sollten!" Vor dem stürmenden Feinde jedoch floh das ganze Volk nach dem nahen Gela, einmütig feige. Der Karthager Himilko sandte die ungeheuren Schätze nach seiner Vaterstadt und zerstörte Akragas. Unter den Römern baute man sie als Agrigent wieder auf. Davon kommt der Name Girgenti.

Aus der Karthagerzeit stammen wenige Baudenkmäler. Dazu war die Zeit ihrer Herrschaft zu kurz. Dagegen erinnert manche Gegend an ihre Taten, an ihren Widerstand gegen die Römer. Auf dem Monte Pellegrino, dem Wallfahrtsort der heiligen Rosalie, der Ortsheiligen von

Palermo, pflanzte der Karthager Hamilkar einst Getreide zur Ernährung seines Heeres, das Palermo verteidigte. Heute weiden dort oben Rinder, Ziegen, Schafe und Pferde.

Dies sollen nur einige Proben sein von den zahlreichen Reminiszenzen aus der Geschichte der Insel, die zu allen Zeiten heißer Wünsche Ziel war, ihrer Fruchtbarkeit und Lieblichkeit wegen. Im Dom zu Palermo ruhen, Pharaonen gleich, in Sarkophagen von rotem Porphyr Roger, der Normanne, der Hohenstaufe Friedrich II., sein Vater Heinrich VI., Wilhelm von Aragonien neben andern Herrschern, die als Vertreter moderner Völker über der Insel gethront haben.

Man erkennt die Spuren der Völker an den Typen, die einem sogleich auffallen, wenn man eine der Städte durchwandert: Frauen mit griechischem Profil, stolze, an die Spanier erinnernde Gestalten, blauäugige, blonde Ziegenhirten, die an die Normannen denken lassen, afrikanisch dunkle Mädchen mit samtschwarz glänzenden Augen und feinen Zügen. Die Bevölkerung der Ostküste stellt eine erstaunlich schöne Rasse dar. Haltung und Gang verraten oft eine fast königliche Würde. Es ist, als lebe hier das sonnige und freie Wesen des Griechentums noch fort. Die Frauen und Mädchen von Taormina, wenn sie, den schweren Wasserkrug auf dem Haupte, langsam und sicher die Gäßlein und Treppen hinaufsteigen, gehen so leicht einher, als trügen sie einen Rosenkranz im Haar.

Und doch, es klingt ein Mißton in die Harmonie. Jene Griechen, die eine so große Kultur schufen, waren doch die Herrenklasse des Landes; unter ihnen schmachtete die Mehrzahl des Volkes in Sklaverei; die heutige Zeit aber hat darin keinen wesentlichen Wandel geschaffen. Der Verfasser hat wenig darüber gesagt, doch genügen die kurzen Bemerkungen, die wie dunkle Schatten über die seligen Gefilde der Insel sich breiten, um uns das ganze Uebel des Landes zu offenbaren.

Im ehemals glücklichen Agrigent wohnt eine Bergarbeiterbevölkerung; sie beutet die Schwefelgruben der Gegend aus. Keller hat die armen Carusi gesehen. Schon vor den Eingängen traf er Jünglinge und Knaben, jeder kaum mit einem Hemd bekleidet, Schwefelblöcke auf den Achseln tragend. Keuchend, in Schweiß gebadet, trugen sie die Last zum Schmelzofen. Ein Zug von Gestalten aus Dantes Fegfeuer, Sünder, die zur Sühne von Missetaten ewig einen schweren Stein mit sich tragen müssen.

Die Minen sind vorsintflutlich primitiv; für die Hygiene wird nichts getan. Tausende gehen elend zu grund. Im Grabesdunkel, im Schwefeldampf der unterirdischen Gänge ohne jegliche Hilfsmittel der modernen Technik, ohne Aufzüge, Rollwagen, ohne Luftzufuhr, nur mit Pickel und Händen arbeitend, fristen sie das elendeste Dasein, das sich denken läßt. Nur wenige Minen sind modernisiert. Hier bliebe dem italienischen Staate Kulturarbeit zu tun übrig; die Frage ist nur, wie die Reformen anzufangen sind; denn die Schwierigkeit liegt in den Bodenverhältnissen. Noch herrscht der mittelalterliche Großgrundbesitz, der den Grundherren erlaubt, auch ohne Reformen mit den höher entwickelten Gegenden zu konkurrieren. Die Pachtzinse ergeben hohe Einkommen, die sich freilich bei Reformen mehrfach vergrößern könnten; doch die treibende Not bleibt den Herren fern, und die Pächter sind nicht in der Lage, die Bewirtschaftung selber zu modernisieren. So rentiert auch die Schwefelgewinnung für die Eigentümer sehr wohl; die Arbeiter aber sind Lohnsklaven im schrecklichsten Sinn und wissen sich nicht zu helfen. Die soziale Bewegung hat noch kaum Wurzel geschlagen; nicht einmal die Bewegung der Bauern. Als Keller palermitanischen Bauern vom schweizerischen Kleinbesitz erzählte, schüttelten sie die Köpfe ob dem Märchen. Landarbeiter begnügen sich mit Fr. 1.80 bis Fr. 2.— täglich, ohne Verköstigung, essen Oliven, Fenchel, Brot und Zwiebeln und schaffen von einem Stern zum andern. Dabei legen sie noch Erspartes auf die Seite. Ein Glück für sie, daß sie so genügsam sind — kein Glück für die Entwicklung der Insel.

Man mag sich mit dem Idyllischen trösten; man mag Freude haben an den verzierten Bauernkarren, die bis auf die letzte Speiche mit grellfarbigen Schnitzereien überdeckt sind, mit Szenen aus dem Orlando furioso, Sarazenenschlachten, napoleonischen Figuren, dem kämpfenden Sankt Georg oder mit Bildern aus dem Volksleben. Man mag sich ergötzen an treppensteigenden Ziegen, die den Frauen bis ins oberste Stockwerk folgen. Oder man nickt verständnisinnig, daß der Sizilianer nur Milch kauft, die vor seinen Augen gemolken wird. Schließlich muß man sich ja an das Schöne und Gute halten. Der Arzt Pitré von Palermo, der viele Bände sizilianischer Lieder und Märchen sammelte und aufschrieb, alle im „studio ambulante", in der Kutsche, auf Krankenbesuchen, mag als Grund zur Hoffnung dienen, daß Kräfte zur bessern Zukunft im Sizilianervolk schlummern.

Am Bärengraben.

Ein Frühjahrserlebnis.

Der Föhn war der Einsamkeit und der langen Winterruhe überdrüssig; er sehnte sich nach Menschen und Macht. Da flog er von der Bergeshöhe in die Niederung, raste und tollte um die Häuser herum, rüttelte, schüttelte sie gewaltig. Sausend und lärmend, wimmernd und jubelnd, heulend und pfeifend — so wollte er alte, liebe Bekanntschaften rasch wieder erneuern und — neue anknüpfen. Fand er aber ein Fenster nur lose geschlossen, so nahm er, mit frecher Neugierde und großer Bosheit, einen gewaltigen Anlauf, machte es polternd und klirrend sperrangelweit auf. Und hintendrein sprang er, wie ein zudringlicher Spatz, rasch ins Zimmer hinein und schrie: „Guten Morgen, Siebenschläfer, wach' auf! Ich bin es, du ahnst es schon, der jedes Jahr Wiederkehrende — der längstersehnte Frühlingsspender! Ich bringe dir Lenzesfreude und das leuchtende Sonnengold; ich vertreibe dir widerwärtige Grillen und wandle das Düster des Winters in leuchtende Farbenpracht; ich singe dir wieder altbekannte Melodien vor und male dir, fast über Nacht, märchenhafte Bilder, deren Glanz und Zauber kein Sterblicher jemals, sei er jung oder alt, ohne tiefes Ergriffensein über sich ergehen läßt . . .

Ja, hatte ich richtig gehört? War es Wirklichkeit, kein Traum? Beim Erwachen vernahm ich der Frühlingswinde liebliche Laute und Klänge. Schnell rieb ich mir die Augen aus, sprang aus dem Bette und sah, daß ein schöner, herrlicher Frühlingstag angebrochen. Wonneerzeugend durchfluteten die goldenen Sonnenwellen mein heimeliges Schlafzimmer. Und da hielt es mich nicht länger zu Hause! Ich mußte hinaus, in den lenzesfeierlichen Sonntagsmorgen hinein. Mein Stern, vielleicht Unstern, leitete mich zum Bärengraben hin. Das stets schaulustige Publikum war dort frühmorgens wenig zahlreich vertreten. Die nicht überfütterten Bären zeigten sich willig und gerne bereit für eine Rübe, Feige, ein Stück Zucker, oder für das Seltene: eine Orange, die drolligsten Kunststücke auszuführen. Denn, gibt es wohl für einen Bärengaumen eine größere Sehnsucht und ein erstrebenswerteres Ziel, als eine dieser süßsaftigen, golden-pausbackigen Früchte zu erhaschen? Und was für Meister des Bettelns wir da vor uns hatten! Wie zeigten sie sich erfinderisch durch immer neue ergötzliche Abwechslungen! So legte sich der eine auf den Rücken und während seine mächtigen Vordertatzen die Hinterfüße festhielten, vollführte er, mit Kopf und Beinen zugleich Takt schlagend, rhythmische Bewegungen. Sein Zweck war offensichtlich der, die Aufmerksamkeit der Gabenspendenden auf sich zu lenken: ein vollendetes Buhlen um Freigebigkeit! Ein anderer stand aufrecht auf den Hinterbeinen, in seiner gewaltigen Größe; den Kopf leicht rückwärts gerichtet, warf